

SCHWARZ

AUF WEISS

INFORMATIONEN UND BERICHTE DER KÜNSTLER-UNION-KÖLN

Zu diesem Heft	2
Joachim Kardinal Meisner, Erzbischof von Köln	4
<i>Predigt zum Aschermittwoch der Künstler in St. Maria im Kapitol</i>	<i>4</i>
<i>am 6. Februar 2008</i>	<i>4</i>
Prälat Josef Sauerborn	8
<i>Zur Eröffnung der Akademie am Aschermittwoch der Künstler.....</i>	<i>8</i>
Prof. Dr. Peter Steiner	10
<i>Glaubensästhetik, wie sieht unser Glaube aus?</i>	<i>10</i>
Josef Rüenauer.....	22
<i>Buchvorstellung: Rudolf Schwarz – Kirchenbau Welt vor der Schwelle.....</i>	<i>22</i>

Anhang:
Jour-Fixe Termine 2008; Hinweis

Herausgeber: Künstlerseelsorge im Erzbistum Köln
Prälat Josef Sauerborn

Marzellenstr. 32, 50668 Köln
Tel. 0221-1642-1227, Fax 0221-1642-1226
E-Mail: kuenstlerseelsorge@erzbistum-koeln.de
www.kuenstlerseelsorge-koeln.de

Zu diesem Heft

In dieser Ausgabe von Schwarz auf Weiß ist die Predigt des Erzbischofs von Köln Joachim Kardinal Meisner wiedergegeben, die er am Aschermittwoch der Künstler 2008 gehalten hat. Die Akademie, die Prof. Dr. Steiner zum Thema: Glaubensästhetik – Wie sieht unser Glaube aus? im Maternushaus vortrug, wird in ihrer Druckfassung geboten.

Josef Rüenauver, ehemaliger Erzdiözesanbaumeister von Köln, hat anlässlich der Buchvorstellung: - Rudolf Schwarz – Kirchenbau Welt vor der Schwelle - am 11.02.08 Gründliches gesagt zum aktuellen Umgang mit den Kirchenbauten. Seine Ausführungen sind in diesem Heft veröffentlicht.

Prälat Josef Sauerborn

Joachim Kardinal Meisner, Erzbischof von Köln

Predigt zum Aschermittwoch der Künstler in St. Maria im Kapitol

am 6. Februar 2008

Liebe Schwestern, liebe Brüder in Christus!

Wenn wir moderne pastoraltheologische Bücher und Artikel fragen, worin der Sinn christlicher Seelsorge besteht, erhalten wir häufig zur Antwort: Sie soll den Menschen einen „geglückten Lebensentwurf“ ermöglichen. So griffig diese Formulierung auch ist, sie vermag nur auf den ersten Blick zu befriedigen, denn letztlich kommen wir an einigen Fragen nicht vorbei: Anhand welcher Kriterien lässt sich denn bestimmen, ob ein Leben geglückt ist? Dürfen wir zur Beurteilung eines Lebens gängige Kategorien wie Glück, Erfolg, Selbstverwirklichung ansetzen? Ein christliches Leben ist ja gewissermaßen per Definition die Kreuzesnachfolge: Kann es da im gebräuchlichen Sinn überhaupt glücken? Solche und ähnliche Fragen verdichten sich, wenn wir fragen: Was macht eigentlich den Menschen zum Menschen?

Unter allen Kunstwerken, denen wir begegnen, ist der Mensch das vollkommenste, denn er kommt ja aus der Hand des Künstlers schlechthin, nämlich aus der Hand Gottes. Das ahnten schon die großen vorchristlichen Denker. Darum sagt Sokrates in einem seiner berühmten Dialoge (Nomoi): „Der Wahrheit nun kommt unter allen Gütern die oberste Stelle zu, bei Göttern ebenso wie bei Menschen“. Mit dieser Erkenntnis radikal ernst zu machen, das wäre ein wirklich lohnendes Programm eines Christen für die Tage der Erneuerung, die wir österliche Bußzeit nennen. Die Wirklichkeit des menschlichen Lebens ist vom Logos, d.h. von der Logik, von der Wahrheit Gottes geprägt: Im Anfang war das Wort, d.h. der Logos, und das Wort war bei Gott... und alles, was geworden ist, ist durch das Wort (vgl. Joh 1,1-2). Der Papst sagt in seiner berühmten Regensburger Rede: „Der Glaube muss logisch, stimmig sein. Er muss wahr sein. Er muss vernünftig sein“. Und der Logos Christus sagt: „Ich bin die Wahrheit“ (Joh 14,6). Gemäß dem Johannesevangelium hat Christus zu seinen jüdischen Jüngern gesagt: „Wenn ihr in meinem Wort bleibt, seid ihr wirklich meine Jünger. Dann werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch befreien“ (Joh 6,31-32). Vielleicht ist auch der Umkehrschluss zulässig: Wie die Wahrheit frei macht, so macht auch die Freiheit wahr. Geistige Freiheit führt hin zur Wahrheit. Das sind auch die Grundkategorien, die für das Leben eines Menschen gültig sind, der sein Leben dem künstlerischen Schaffen gewidmet hat.

Hier ist die hl. Edith Stein eine normative Gestalt. Ihr philosophisch-theologisches Werk ist von einer außerordentlichen Schönheit geprägt, weil es ganz der Wahrheit verpflichtet ist, die von ihr in eine Zeit übersetzt wurde, in der die Lüge triumphierte. In unseren Tagen gewinnt die Wahrheitsfrage aufs Neue an Bedeutung. Wer nach der Wahrheit fragt, findet das letzte Ziel seiner Suche und die Erfüllung seiner Sehnsucht in Christus, dem Weg, der Wahrheit und dem Leben, wie der Herr sich selbst definiert. Heute aber orientiert sich die Mehrheit der Bürger unseres Landes, darunter auch manche Theologen, Intellektuelle und Künstler, nicht mehr an Christus, sondern offensichtlich an Pilatus. Wie anders ist es zu erklären, dass die Wahrheitsfrage nicht mehr mit der Frohen Botschaft und Person Christi beantwortet wird, sondern mit der Gegenfrage des Pilatus: „Was ist Wahrheit?“. Gewiss ist die Wahrheit nicht immer leicht zu erkennen, insbesondere in unserer heutigen Informationsgesellschaft, in der

sich die Wissensangebote förmlich überschlagen. Christus vergleicht die Wahrheit mit einem Schatz, der im Acker der Welt verborgen liegt. Schätze liegen in der Regel nicht auf der Straße, sondern ihnen ist eine gewisse Verborgenheit zu Eigen. Es bedarf der Anstrengung des Intellekts, ebenso wie des vertrauenden Glaubens, wenn wir die Orientierung nicht verlieren wollen. Aber die Auflösung der objektiven, unbedingten Wahrheit in viele subjektive, relative Wahrheiten kann letztlich nur einem Einzigem dienen: nämlich der Unwahrheit.

Das letzte Konzil hat in seiner Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ gesagt: „Wenn ... der Mensch sich den verschiedenen Fächern der Philosophie und der Geschichte, der Mathematik und der Naturwissenschaft widmet ..., dann kann er im höchsten Grade dazu beitragen, dass die menschliche Familie zu den höheren Prinzipien des Wahren, Guten und Schönen und zu einer umfassenden Weltanschauung kommt. So wird sie heller von jener wunderbaren Weisheit erleuchtet, die von Ewigkeit her bei Gott war, alles mit ihm ordnete, auf dem Erdkreis spielte und ihre Wonne darin findet, bei den Menschen zu sein“ (GS 44). Gerade unsere modernsten Erkenntnisse, etwa die der Chaosforschung, zeigen, dass sich hinter vordergründiger Verwirrung und Unordnung oft ein ordnendes Muster verbirgt, eine übergeordnete und deshalb geradezu schwer erkennbare Weisheit und Wahrheit.

Dass alles Seiende im Maße seiner Seinsfülle wahr, gut und schön ist, bezeugt uns die hl. Edith Stein ebenso, wie es vor ihr Platon, Aristoteles oder Thomas von Aquin getan haben. Und gerade das wird heute weltweit gelehrt. Wahr ist heute, was der Mehrheit entspricht. Aber die Wahrheit ist etwas Vorgegebenes. Sie ist von Gott in der Natur des Menschen, in der Natur der Welt und der Dinge begründet. Darum ist die Wahrheit nicht manipulierbar, sondern nur immer auffindbar.

Im Bereich der Theologie kommt es über die allgemeine Krise des Wahrheitsbegriffes hinaus noch zu einem anderen eigenartigen Phänomen: Man glaubt in bestimmten Fällen, Wahrheit und Liebe gegeneinander ausspielen zu müssen, wobei das Nachsehen dann natürlich die Wahrheit hat. Wer so handelt, hat entweder die Wahrheit oder die Liebe oder auch beide nicht verstanden. Wahrheit und Liebe können sich gegenseitig nicht ausschließen, denn die Liebe freut sich nicht über das Unrecht, sondern freut sich an der Wahrheit, wie uns Paulus im hohen Lied der Liebe seines 1. Korintherbriefes lehrt (1 Kor 13,6).

Nirgendwo in der gesamten Heiligen Schrift findet sich der Begriff „Wahrheit“ häufiger als im Evangelium und in Briefen des hl. Johannes, und zugleich gilt dasselbe für das Wort „Liebe“. Das Evangelium des Johannes und seine Briefe eignen sich vorzüglich als Lektüre für die österliche Bußzeit, weil sie uns in die Mitte des Erlösungsgeschehens hineinführen.

Den Zusammenhang von Wahrheit und Liebe stellt uns die christliche Lebenskünstlerin Edith Stein vor Augen: Von niemandem hat sich diese Märtyrerin aus Liebe, die für ihre Freunde ihr Leben hingab, in der Liebe übertreffen lassen, und das vielleicht deshalb, weil es sehr zutreffend in einer ihrer Lebensbeschreibungen von ihr heißt: Sie sei auf der unerbittlichen Suche nach der Wahrheit gewesen.

Liebe Schwestern, liebe Brüder, machen wir es ebenso! Akzeptieren wir nichts als Wahrheit, was ohne Liebe ist, aber akzeptieren wir auch nichts als Liebe, was ohne Wahrheit ist! Wie die hl. Edith Stein Wahrheit und Liebe vereint, so ruft sie uns auch die verschiedenen Weisen der Wahrheitserkenntnis ins Gedächtnis. Wissenschaftliche Forschung spielt ihre ureigene und unersetzliche Rolle, sei es nun im Bereich der Natur oder der Geisteswissenschaften. Aber sie stößt auch an Grenzen. Was wir von uns selbst erkennen, ist nur die Oberfläche. Die Tiefe von uns ist weitgehend auch uns selbst verborgen. Gott kennt sie. Darum besteht Edith

Stein, diese überzeugte und überzeugende Geisteswissenschaftlerin, darauf, dass der Glaube der göttlichen Weisheit näher steht als alle philosophische und theologische Wissenschaft, und wir fügen hinzu: dass wahrscheinlich auch die wahre Kunst der göttlichen Weisheit näher steht, als alles theoretisierende Denken darüber.

Weil nun die Wahrheit Person ist, die der Logos ist und einen Namen hat, nämlich Jesus Christus, können und dürfen wir nicht nur über sie, sondern müssen auch mit ihr sprechen. Aus dem Mund des Herrn wissen wir, dass die Zeit angebrochen ist, „zu der die wahren Beter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit, denn so will der Vater angebetet werden. Gott ist Geist, und alle, die ihn anbeten, müssen im Geist und in der Wahrheit anbeten“ (Joh 4,23-24). Das Streben nach Erkenntnis und das Gebet schließen sich keineswegs gegenseitig aus. Fast möchte man sagen, dass sie einander bedingen. Die Suche nach der Wahrheit hat die Gestalt des Betens. Wer die Wahrheit sucht oder wer ihr Gestalt geben möchte, wird auch immer ein Beter oder eine Beterin sein müssen.

„Wer die Wahrheit tut, kommt zum Licht“ (Joh 3,21). Das Licht der Welt aber ist Christus. Und darum mündet Wahrheitssuche in den Glauben der Kirche. Im Psalm heißt es: „Sende dein Licht und deine Wahrheit, damit sie mich leiten. Sie sollen mich führen zu deinem heiligen Berg und zu deiner Wohnung. So will ich zum Altar Gottes treten, zum Gott meiner Freude“ (Ps 43,3-4).

Liebe Schwestern, liebe Brüder, in Christus hat die göttliche Wahrheit buchstäblich Gestalt angenommen. Ein Mensch, der seiner Natur gehorchend nach Wahrheit strebt, kann sich deshalb dem Herrn auf Dauer nicht verschließen, sodass das Werk unserer Hände und unseres Geistes den Menschen zum Segen werde. Im Wappen Papst Benedikt XVI. steht: „Mitarbeiter der Wahrheit“. Das sollte auch über all unserem Tun stehen! Denn die eigentliche Heimat des Menschen ist die Wahrheit. „Nur die Wahrheit ist der dem Menschen gemäße Grund seines Stehens“, sagt Papst Benedikt XVI. Wer dem Menschen weniger gibt, als die Wahrheit, betrügt ihn. Dem Menschen ist die Suche nach der Wahrheit angeboren. Er ist von seinem Wesen her wahrheitsfähig, d.h. gottfähig, d.h. er kann die Wahrheit finden, wenn er sie sucht, auch wenn ihm das nicht leicht fällt. Wir sind sozusagen blind geboren für die Wahrheit. So hat Gott uns doch Nachhilfeunterricht erteilt in der Geschichte des Glaubens. Wahrheit ist nicht relativ, es gibt sie auch nicht im Plural, und sie ist keine Mehrheitsfrage. Sie ist so oder sie ist nicht. Der Mensch soll die Wahrheit, dass Gott sich selbst gezeigt hat, in Demut annehmen, und dann eben nicht die falsche Bescheidenheit wieder walten lassen und sagen: „Aber ganz sicher wissen wir es doch nicht“. Wenn wir sagen: „Alles ist gleich wahr“, dann ist auch alles gleich falsch, dann macht am Schluss jeder, was ihm gefällt. Christus ist die Person gewordene Wahrheit. Und jede wirkliche Wahrheitserkenntnis ist immer nur ein Splitter der einen Wahrheit, die er in Person ist. Machen wir uns auf, dass wir uns selbst reinigen, indem wir wahrhaftig werden! Amen.

+ Joachim Kardinal Meisner
Erzbischof von Köln

Prälat Josef Sauerborn

Zur Eröffnung der Akademie am Aschermittwoch der Künstler

Lieber Herr Kardinal, meine sehr verehrten Damen und Herrn,

zum diesjährigen Aschermittwoch der Künstler haben Sie, Herr Kardinal, gemeinsam mit der Künstlerin Maria Pac-Pomarnacki und den Künstlern Heinz Martin Lonquich und Christoph Pöggeler eingeladen. Sie, Herr Kardinal, haben mit uns Eucharistie gefeiert und das Aschenkreuz erteilt. Mit diesem Zeichen beginnt die Fastenzeit. Sie lädt uns ein, gründlicher auf unsere Lebensgewohnheiten zu schauen, damit wir frei werden für unsere nur zu oft bedrohten Beziehungen zu Gott und den Menschen.

Vor lauter Bäumen... hatte Christoph Pöggeler aus Düsseldorf seine Ausstellung benannt, die er im vergangenen Jahr gezeigt hat. Der Titel bezieht sich, wie unschwer zu erkennen ist, auf ein bekanntes Sprichwort, das mahnt, den Überblick nicht zu verlieren und damit den Zusammenhang des Ganzen, in dem wir wurzeln, zu gefährden. Holz, das achtlos herumliegt und herumsteht, dient Pöggeler als Malgrund. Mit seinen Maserungen und Faltungen weist das Holz ihm den malerischen Weg. Achtsamkeit, auf das, was am Wege liegt, weggeworfen, übersehen wird, bestimmt in diesen Arbeiten den Blick des Künstlers. Vor lauter Bäumen den Wald nicht zu übersehen – ist dieses Sprichwort, dessen erster Teil den Titel der Ausstellung bildete, nicht eine kritische Anfrage an unserem Umgang mit den Dingen und mit uns selbst?

Maria Pac-Pomarnacki, ein Kölnerin aus Polen, deren Ausstellung diesen Aschermittwoch der Künstler begleitet, arbeitet mit dem hinfälligen Material Papier, das in seiner komplexen Struktur zum Malgrund für einfache Gebrauchsgegenständen wird. Durch den Blick der Künstlerin erfahren die banalen Gegenstände ein befremdliches Eigenleben. Alltagsmystik, so titelt die Ausstellung, ist die künstlerische Begegnung mit den Dingen. Sie setzt in den gewöhnlichen Dingen das Ungewöhnliche und auch das Geheimnisvolle frei. Das Ungewöhnliche im Gewöhnlichen zu entdecken – ist dies nicht eine Aufforderung, die geheimnisvolle Tiefe des scheinbar banalen Lebens aufzuspüren?

Der Komponist Heinz Martin Lonquich konnte im vergangenen Jahr sein 70. Lebensjahr vollenden. Aus diesem Anlass hat er in St. Peter ein Portraitkonzert gegeben, das vom WDR, wie andere seiner Werke auch, aufgezeichnet wurde. Ich freue mich, dass wir an diesem Aschermittwoch drei Sätze aus „Musik in Stille“ und „para / meta“ hören können. Heinz Martin Lonquich arbeitet an einem umfangreichen Oratorium zur Heiligen Gertrud, der Mystikerin von Helfta. „Musik in Stille“ – ist dies nicht Ermutigung zum Weg nach Innen?

Danken möchte ich an dieser Stelle dem Organisten Prof... und dem figuralchor unter der Leitung von Richard Mailänder, die uns geholfen haben, in der Eucharistiefeier Gebet und Gesang in der rechten Weise vor Gott zu tragen. Gerne lade ich schon jetzt ein zu einem Konzert am Ostermontag, das uns der figuralchor darbieten wird. Zur Aufführung kommt das Oratorium *Messias* von Georg Friedrich Händel im Rahmen der Festa paschalia. An drei Aufführungsorten wird dies am Ostermontag geschehen. Es beginnt in der Müllverwertungsanlage im Kölner Norden, setzt sich fort im Oberlandesgericht Köln auf dem Reichespergerplatz und findet seinen Schluss in der St. Ursula Kirche. Durch die Aufführungsorte kann Händels *Messias* ein neues, ungewohntes Gehör finden. Wir werden noch durch eigene Einladungen auf dieses große Projekt aufmerksam machen.

In diesem Jahr steht die Akademie des Aschermittwochs der Künstler unter dem Thema: Glaubensästhetik – Wie sieht unser Glaube aus? Prof. Dr. Steiner wird uns diese Akademie halten. Prof. Dr. Steiner war langjähriger Direktor des Diözesanmuseums München Freising und ist ein ausgewiesener Kenner der komplexen Beziehung von Glauben und Kunst in Geschichte und Gegenwart. Seit mehr als zehn Jahren lehrt er an der Technischen Universität München, deren Honorarprofessor er ist, das Fach „Einführung in die bildende Kunst“. Ich darf Sie, Herr Prof. Dr. Steiner, ganz herzlich begrüßen.

Im Zusammenhang der Themenstellung kommt mir eine ironische Bemerkung in den Sinn, die der unvergessene Karl Burgeff oft zu machen pflegte. Er sprach von der frommen Bemoosung, die schicksalhaft einsetze, wenn sich eine Gemeinde ihrer Kirche aneigne, und er meinte damit nicht nur Gummibäume und ähnlich urwaldhafte Verzierungen, die jede freien Fläche zu erobern scheinen. Gewisse fromme Anmutungen, die von Tüchern und vergleichbaren Gehängen ausgehen, fielen wohl auch unter sein Verdikt von der frommen Bemoosung. Herr Prof. Dr. Steiner, wir sind gespannt auf ihre Ausführungen.

Zunächst aber erlauben Sie mir noch einen Verweis auf den weiteren Verlauf des Aschermittwochs der Künstler. Nach einer Kaffeepause sind sie nach St. Peter eingeladen. Dort wird Peter Bares Orgelimprovisationen geben zu eigenen Liedkompositionen aus dem Gesangbuch „Salve festa dies“. Peter Bares ist seit 1992 Organist an St. Peter. Er hat maßgeblich auf den Bau der Orgel von St. Peter eingewirkt. Es war und ist ihm ein großes Anliegen, zeitgenössischen Werken durch eine zeitgenössische Orgel mit ihren Klangmöglichkeiten zu einer adäquaten Aufführung zu verhelfen.

Nun ist es an der Zeit, die Musik zur Akademie anzukündigen. Wir hören Kompositionen von Heinz Martin Lonquich: drei Sätze aus „Musik in Stille“ und, nach der Akademie, „para / meta“. Aufführende ist das e-mex neue musik ensemble. Es spielen Evelin Degen, Flöte; Anja Schmiel, Oboe und Martin von der Heydt, Klavier.

Prälat Josef Sauerborn
Künstlerseelsorger

Prof. Dr. Peter Steiner

Glaubensästhetik, wie sieht unser Glaube aus?

„Ich mache Kunst nicht Kirchenkunst“ hat der Maler und Pfarrer Herbert Falken gesagt. Dass er Gründe hat, diesen Unterschied zu betonen, ist der Kern des Problems, von dem ich sprechen möchte.

Mit dem Untertitel „Wie sieht unser Glaube aus?“ ist die Bedeutung des Titels „Glaubensästhetik“ eingeeengt. Das dem 18. Jahrhundert entstammende Wort Ästhetik hat im Wesentlichen zwei Bedeutungen: 1. Die Lehre vom Schönen, die Kunstphilosophie. Diese akademische Definition durch Alexander Gottlieb Baumgarten, die Immanuel Kant übernommen hat, schränkt den Wortsinn schon einmal ein, der nämlich, wenn man das griechische Verb *aisthanomai* zugrunde legt, allgemein Wahrnehmung bedeutet. 2. meint Ästhetik, das Schöne in seiner Erscheinung, das im Anschauen Gefällige, so definiert es Thomas von Aquin, wenn wir eine Türklinke oder einen Flachbildfernseher als ästhetisch bezeichnen, bzw. wenn sie uns als ästhetische verkauft werden. Ästhetik ist im 20. Jahrhundert zu einem Verkaufsargument geworden. So hat es der Theologe Aloys Goergen nicht gemeint, der es als erster mit „Glauben“ zusammengeschrieben hat, weil ihn, den Assistenten von Romano Guardini und Präsidenten der Münchner Kunstakademie, Liturgie und Kirche ebenso um trieben wie Kunst und Philosophie. Ich versuche seine Anregungen weiter zu tragen, weil die katholische Kirche in Deutschland mit ihrer Semantik und Ästhetik nur noch das schrumpfende Segment der „Traditionsverwurzelten“ in unserer Gesellschaft erreicht, wie eine Untersuchung des Sinus Instituts Heidelberg festgestellt hat.

Glaubensästhetik hat zwei Seiten. Die eine ist die Außenansicht: Wie sehen die anderen uns? Ist das was wir tun überzeugend? Glaubwürdig? Einladend? Mitreißend? Oder harmlos, langweilig, abstoßend, Subkultur?

Die zweite ist die Innenansicht. Was bewirkt das, was die Gläubigen, die Teilnehmer am Gottesdienst, sehen, für ihre Teilnahme. Wird ihre Teilnahme, ihre Identifikation, angeregt, vertieft, intensiviert, verflacht oder fehlgeleitet?

In drei Schritten möchte ich mich dem Thema nähern: über die Flüchtigkeit des Schönen erstens, das Umdenken als künstlerische Methode zweitens und den Anspruch an die Ästhetik unseres Glaubens drittens.

Ich habe diesen drei Schritten ursprünglich einen Sachstandsbericht vorausgeschickt über die katholische Kirche in Deutschland und die zeitgenössische Kunst. Prälat Sauerborn hat mich in fürsorglicher Milde gebeten, Ihnen diesen heute nicht zuzumuten. Aber drei Kölner Danksagungen möchte ich doch aus dem verworfenen Manuskriptteil retten. Nämlich erstens an Professor Alex Stock für sein Werk, besonders die Poetische Dogmatik, die bisher in fünf Bänden vorliegt. Er nimmt als erster Theologe Lieder, Gedichte und Bilder als Quellen, nicht als Schmuck, von Theologie ernst. Zweitens an P. Friedhelm Mennekes, der durch sein Wirken in St. Peter, die Kirche und ihren Glauben in die Welt der Kunst hineinträgt und drittens an Columba, das Kunstmuseum des Erzbistums Köln, das einen einzigartigen weltkirchlichen Dienst leistet, in dem es zeitgenössische Kunstwerke von Weltrang sammelt und ihre humane, ethische und religiöse Bedeutung erschließt. St. Peter und Columba haben wesentlich dazu beigetragen, dass Religion in der Kunstwelt nicht mehr als Geschäftsbehinderung angesehen wird.

Trotz dieser und vieler anderer Initiativen ist der Befund des Sinusinstituts nicht zu leugnen: Die Kirche erreicht mit ihrer Ästhetik nur die Traditionsverwurzelten. Biblisch gesprochen heißt dies, sie verfehlt ihren Auftrag, Licht der Welt zu sein.

Die Deutsche Bank, die Telecom, BMW, jedes große Unternehmen geht professioneller mit seiner Ästhetik, seinem Logo, seinem Design um als die katholische Kirche.

Warum leisten wir uns diesen Dilettantismus?

Antworten zur Auswahl: Weil jedes Bistum seine Verantwortung für Fragen der Ästhetik anders handhabt. Weil das katholische Milieu seit der Geburt der Moderne um 1910 den Anschluss an die zeitgenössische Kunst verloren hat. Weil die meisten Amtsinhaber ästhetische Entscheidungen nicht delegieren wollen, sondern auch bei eklatanter Unkenntnis, dessen was heute künstlerisch möglich ist, ihren Geschmack verwirklichen wollen. Weil man niemand wehtun will. Weil wir keine Achtung vor der Leistung und dem Beruf des Künstlers, vor dem lebenslänglichen, lebensbestimmenden Engagement für Kunst haben, sondern die Wörter Kunst und Künstler auch für die Ergebnisse von Seniorenkursen, Kindergärten oder Jugendgruppen missbrauchen. Weil wir unsere Verantwortung als Auftraggeber im ästhetischen Bereich nicht ernst genug nehmen. Jede dieser Antworten könnte ich mit Beispielen aus meiner 34 jährigen Tätigkeit als kirchlicher Kunstfachmann mehrfach belegen. Aber ich beschränke mich auf einen Grund:

Nämlich die Flüchtigkeit des Schönen

Die meisten Theologen und Laien meinen, Schönheit sei etwas ewiges, etwas feststehendes, das man haben könne und das die Kirche besitze.

Thomas von Aquin wusste genau, was zur Schönheit erforderlich sei, nämlich integritas, proportio, claritas. Er deduzierte dies philosophisch korrekt aber ohne jede Anschauung. Es scheint, als ob er nie eine der zu seiner Zeit eben vollendeten Kathedralen betreten hätte. Sonst hätte er nicht geschrieben, dass Farbmischungen hässlich sind, weil ihnen die claritas fehlt. Das Farblicht in der Kathedrale von Chartres oder in der Sainte Chapelle ist schön, weil es aus Rot Blau, Gelb, Grün gemischt ist. Die Farbmischungen von William Turner oder Claude Monet konnte er nicht kennen, aber schon die Buchmalerei seiner Zeit war voll von exquisiten Blaugrün- Violettillatönen und anderen Farbmischungen auf Pergament. Wenn Thomas von Aquin an konkreten Kunstwerken interessiert gewesen wäre, hätte er sich nicht eine Säge aus Glas ausdenken müssen, um ein substanzuell hässliches Werk zu kennzeichnen.

Thomas von Aquin steht hier für viele, die Schönheit philosophisch und theologisch definiert haben. Als Immanuel Kant das Kunstschöne als Gegenstand notwendigen allgemeinen interesselosen Wohlgefallens definierte, verkannte er die soziokulturelle Prägung des Sehvorgangs. Nein, es gibt kein allgemeines interesseloses Wohlgefallen. Sehen ist nämlich kein Naturding sondern physisch und kulturell bedingte Gehirnarbeit. Das Bild entsteht nicht im Auge, auf der Netzhaut, sowie auf dem Film des Photoapparats sondern im Hinterkopf auf Grund der Impulse, die 125 Millionen Sehzellen durch den Sehnerv melden. Die Auswahl und das Zusammensetzen dieser millionenfachen Impulse zu uns sinnvoll erscheinenden Bildern sind kulturell und damit geschichtlich geprägt. Jedes neu gesehene Bild verändert unseren Blick auf die alten Bilder. In den fünfziger Jahren wurden uns in der Schule, die Filme gezeigt, die britische, amerikanische und russische Soldaten bei der Befreiung der Konzentrationslager Bergen Belsen, Birkenau und Auschwitz gemacht haben; die Haufen von Brillen, die Berge von Schuhen Ermordeter. Seither sehe ich, und nicht nur ich, Schuhe anders, auch die Schuhe, die Van Gogh 1888 gemalt hat. Oder die Aufnahmen der Erde vom

Weltall aus, inzwischen täglich in der Wetterkarte wiederholt, sie haben unseren Blick auf die Welt verändert. Die feministische Bewegung hat unseren Blick auf die Frau, jede Frau, verändert. Erinnern Sie sich nur, wie man vor 30 Jahren noch Schwangerschaft versteckt hat.

Ich möchte an das deutsche Wort *schön* erinnern, das von dem Verb Schauen kommt und etwas meint, das zum Schauen geeignet, gut anzuschauen ist. Damit sind wir aus der Sphäre des Denkens in die sinnliche Sphäre abgestiegen. Unsere Sinnesorgane sind auf Veränderungen eingeschärft, übrigens auch die der Tiere. Lange Gleichbleibendes nehmen wir nach einer Viertelstunde nicht mehr wahr. z.B. Das gleichmäßige Brummen des Motors im Auto, das Rauschen der Wellen, ein Rasenstück bis eine kleine Veränderung – eine huschende Maus, ein flatternder Schmetterling, eine Änderung im Fahrgeräusch unsere Aufmerksamkeit weckt. Alarmanlagen, die Veränderungen, Bewegungen, Temperaturerhöhungen oder Ähnliches registrieren, sind unseren Sinnen nachgebaut. Das Gleichbleibende kann noch so schön sein, es wird nicht mehr wahrgenommen. Darum muss, das was uns als Schönes beeindrucken soll, sich stetig wandeln. Am Sonnenuntergang ist das Vergehen das Schöne, der langsame Wechsel des Lichts und der Farben. Unser Auge wird der schönen Dinge überdrüssig. Sie werden langweilig, nichts sagend. Das gilt nicht nur in der Mode, dort nur besonders schnell. Unsere Kunstmuseen müssen in raschem Wechsel immer neue Ausstellungen machen, weil das, was sie dauernd an Schöner zu bieten haben, von den Medien und den Besuchern nicht mehr wahrgenommen wird.

Der erste der Herz auf Schmerz reimte und Brust auf Lust, war ein Genie, der Tausendste ist ein Kretin. (Ein Zitat, dessen Urheber ich nicht mehr weiß, weil ich es mir völlig zu eigen gemacht habe) Wer heute so malen wollte, wie die Sixtinische Madonna von Raffael in Dresden, die lange Zeit als das vollkommen schöne Bild angesehen wurde, wäre ein Kretin. Raffael selbst hat kein zweites Bild wie dieses gemalt, sondern sich anderen Sichtweisen, anderen Stilmitteln zugewandt. Die so genannte Hochrenaissance, für das 18. und 19. Jahrhundert der Gipfel menschlicher Kunst, dauerte von 1500-1515, knapp fünfzehn Jahre. Raffael und Michelangelo haben dann einen ausdrucksvolleren, interessanteren Weg des Bildens entwickelt, den wir heute Manierismus nennen. Auch die Kunst des klassischen Altertums zur Zeit des Perikles in Athen oder der gotischen Kathedralen in der Ile de France dauerten in ihrer höchsten Entfaltung nicht viel länger. Das Schöne ist flüchtig: Zwar kann man die Schönheit junger Menschen über ihr Alter und ihren Tod hinaus in Bildern festgehalten, aber das schöne Bild ist nicht wiederholbar. Keine Regel, keine philosophische Doktrin kann es festschreiben. Denn unsere Weise zu sehen, ändert sich, ununterbrochen, auch die der Künstler. Schön ist, was jetzt vor unserem Auge Bestand hat, das im Vergleich zu dem, was wir daneben sehen oder früher gesehen haben, besteht.

Unser Auge bildet sein Urteil auf dem Hintergrund unserer visuellen Erinnerungen. Dazu kann man das Auge schulen und muss dies tun, wenn man Einfluss auf ästhetische Entscheidungen im öffentlichen Raum nehmen will, z.B. bei der Auswahl eines Messgewandes oder der Anschaffung einer Osterkerze. Die Künstler zeigen uns das Schöne immer neu, an Orten, wo wir es nie vermutet hätten.

Damit zu meinem zweiten Schritt: das Umdenken als künstlerische Methode oder Kunst als Prophetie

Die Asche, die in Maria im Kapitol ausgeteilt wurde, war hellgrauer Staub. Traditionellerweise gewonnen bei der Verbrennung der Zweige vom letzt jährigen Palmsonntag. Sie verhalten sich zu Ofenasche mit Schlacken und Resten wie Seide zu Segeltuch. Weich und zart wie die Hand eines Säuglings im Vergleich zu der eines Bauarbeiters. In der Geschichte der jüdischen und der kirchlichen Bußpraxis meinte sie nicht

so eine sanfte Berührung, sondern in Sack und Asche Buße tun, hieß auf Kleidung und Standesabzeichen verzichten, sich nackt, der Grad der Entblößung war festgelegt, in Dreck und Abfall zu wälzen und sich so schmutzig, vor der Kirche am Boden liegend oder kniend öffentlich zu zeigen. Wenn heute abend im Fernsehen und morgen in der Zeitung die Bilder zu sehen sind, wie die Kulturprominenz aus der Hand eines Kardinals das Aschenkreuz auf der Stirn empfängt, wird von Schmutz und Erniedrigung nichts zu sehen sein. Wir sind zartfühlend geworden, deuten auch radikale Zeichen nur mehr sanft an.

Der Gebetsvers, der die Asche begleitet, *„Bedenke Mensch, dass du Staub bist und zum Staub zurückkehrst“* begegnet mehrmals im Alten Testament: zum ersten mal im Buch Genesis als Gotteswort an Adam, der aus dem Paradies vertrieben wird. Dieses Wort wird aufgegriffen im Buch Kohelet im Zusammenhang pessimistischer Worte: *„Das Los der Menschen und das Los des Viehs - ein und dasselbe Los haben sie...Denselben Odem haben sie alle und einen Vorrang des Menschen vor dem Vieh gibt es nicht...Alles ist aus Staub und kehrt zum Staub zurück. Wer weiß vom Odem des Menschen, ob er aufsteigt zur Höhe und vom Odem des Viehs, ob er hinab fährt zur Tiefe der Erde... Wer bringt den Menschen dahin zu sehen, was nach ihm sein wird? Ich wandte meinen Blick auf all die Bedrückungen, die geschehen unter der Sonne...Die Tränen der Unterdrückten, sie haben keinen Tröster.“*

Dieses Buch Kohelet mit seiner bohrenden Frage nach dem Sinn unseres Lebens, nach der Abwesenheit Gottes, war das am meisten zitierte Buch der

Künstler im 17. Jahrhundert. Dichter wie Andreas Gryphius, Paul Gerhard, Friedrich Spee, Maler wie Ribera, Rembrandt, Schönfeld, Vermeer haben immer wieder dieses Buch zitiert, sei es wörtlich oder in seinen Wortbildern, dem Windhauch, dem Rauch, den Fischen im Netz, den Vögeln im Käfig, dem vollen Bauch des Reichen und der Dummheit auf dem Thron.

Im Psalm 104 schließlich wird Gott angerufen, der alle Lebewesen zu Staub machen kann. *Aber sendest du deinen Odem aus, so werden sie wieder erschaffen und das Antlitz der Erde wird neu*, wie das Kirchenlied übersetzt. Der Staub steht hier in Zusammenhang mit einem Gottesbild der Hoffnung und des Vertrauens, ganz im Gegensatz zum zweifelnden, verzweifelnden Buch Kohelet.

Mit dem Austeilen der Asche beginnt die vorösterliche Bußzeit. Die Kirche ruft mit den Worten Johannes des Täufers und anderer vor und nach ihm: *Tut Buße*. Griechisch *Metanoieite*, lateinisch *poenitentiam agite* Das lateinische ist mit Buße tun richtig übersetzt, aber der griechische Urtext hat einen weiteren Sinn, nämlich wörtlich, *denket um, ändert die Richtung eures Sinns*. Dieser Ruf ist nach meiner Auffassung der Beruf der Künstlerin und des Künstlers, Werke zu schaffen, die unser Denken verändern, unser Denken umkehren. Der Satz: *„Du musst dein Leben ändern“* von Rainer Maria Rilke ausgerufen angesichts eines Kunstwerks, von Wassily Kandinsky aufgegriffen, in seiner Schrift *„Über das Geistige in der Kunst“* und von Franz Marc im Almanach des Blauen Reiter 1912. In den 60er Jahren hieß die Losung der Kunst *„Bewusstseinsveränderung“* fortgeführt im Projekt der *„Sozialen Plastik“* von Joseph Beuys, ein Begriff der Gesellschaft, die vom Künstler zu verändern ist. Die künstlerischen Bewegungen der *Arte Povera* von Antoni Tápies, Giuseppe Pennone und Jannis Kounellis, der *„Spurensicherer“* von Anne und Patrick Poirier und Christian Boltanski und viele anderer arbeiten an diesem Aufruf zum Umdenken.

Aus meiner beruflichen Laufbahn als Museumsmann und Ausstellungsmacher kenne ich viele Werke, auch solche von Studenten der Akademien, die das heute leisten. Und ich kenne von den größten Künstlern z.B. von Picasso Werke, die reine Routine sind, die auch wenn die

Handschrift des Künstlers erkennbar ist, das nicht mehr leisten. Und ich kenne leider auch viele Altäre, Ambonen, Mitren und Kaseln, die das nicht leisten, sondern die reine Routine, Wiederholungen von längst bekanntem sind und damit langweilend, von denen kein Umdenken ausgeht.

Als älteres Beispiel für die prophetische Gabe der Kunst, für ihre Rolle als Vorkundschafter, erwähne ich die Entdeckung der Alpen und in der Folge auch anderer Gebirge als schönes Ziel. Bis ins 18. Jahrhundert hat man Gebirge und insbesondere die Alpen nur als Verkehrshindernis gesehen, als gefährliche und hässliche Steinhäufen auf dem Weg nach Italien. Die Dichter Jean Jacques Rousseau, Albrecht Haller, später Friedrich Schiller, die Maler Josef Anton Koch für die Alpen, für das Erzgebirge Caspar David Friedrich, haben den Menschen Europas die Augen geöffnet für die Schönheit der Gebirge. Sie wurden aus einem gefürchteten und verabscheuten Hindernis seit 1800 zum Ziel einer europäischen Wanderung mit anhaltenden ökonomischen, ökologischen und demographischen Folgen. Ähnliches gilt für den Meeresstrand, der jahrhundertlang nur schmutzigen Fischern einen ärmlichen Lebensunterhalt gewährte und heute nach seiner Entdeckung durch die Künstler derart erschlossen ist, dass man ihn hinter den Hotelburgen kaum mehr findet. Oder Ökologie: es waren Künstler, die lange vor Ökonomen und Politikern entdeckten wie missbraucht, verschmutzt und gefährdet unsere Umwelt ist.

Die inneren Kontinente des Menschen, seine unbewussten Triebe, Sehnsüchte, Verdrängungen aber haben Dichter wie Flaubert, Dostojewski, Ibsen entdeckt, der Dichter Jean Paul war der erste, der von unserem „inneren Afrika“ sprach. Maler wie Klinger, Munch, Ensor haben die Seelenlandschaften in Bildern gefasst, Generationen bevor Psychologen sie zu benennen und zu vermessen begannen. 1896 hat sich eine Künstlergruppe in Paris zu recht *nabis* genannt, nach dem hebräischen Wort für Seher, Prophet. Die Gleichung *Künstler=Prophet* erinnert uns, dass wir richtige und falsche Propheten unterscheiden müssen; um das zu können, müssen wir sie zuerst hören, müssen wir von ihnen erfahren. Dies ist in der bildenden Kunst nur vor dem Original möglich, dem wir in der Ausstellung, hier in Columba oder St. Peter, im Museum Ludwig oder in Schloß Moyland begegnen.

Künstler bilden ihre Sensibilität kontinuierlich aus, oft über ein gesundes Normalmaß hinaus, darum spüren sie früher als andere Veränderungen und können dieses Gespür auch ausdrücken. Auf diese gesteigerte Sensibilität kann die Kirche nicht verzichten, wenn sie Licht der Welt sein will.

Aus dem Bereich der zeitgenössischen bildenden Kunst erinnere ich an zwei Kunstwerke, die zum Umdenken einladen: In der Hamburger Kunsthalle, eine Installation von Bogomir Ecker. Dort kann der Besucher das Wachsen eines Tropfsteins beobachten. Fünfhundert Jahre lang. Niemand weiß ob dann die Kunsthalle noch steht. Aber das Werk ist so angelegt, dass es vom Bau und Betrieb der Kunsthalle unabhängig von einer eigenen Stiftung betreut durch gefiltertes Regenwasser gespeist wird und dass niemand einen Tropfen auffangen, ableiten oder den wachsenden Stein berühren kann. Alle zehn Sekunden fällt ein Tropfen, in hundert Jahren soll der Stalaktit 10 mm gewachsen sein. Der Besucher sieht wenig davon, aber er spürt wie jung er ist, wie kurz sein Leben ist im Vergleich mit dem Leben eines Steins, wie schnell sein Atem geht im Vergleich zum Bilden und Fallen des Wassertropfens.

Und damit wächst ein Gefühl für den Wert eines Steins, für den Wert einer Minute, den Wert unscheinbarer Dinge, die uns umgeben, für den Wert der Schöpfung. Sicher nicht bei allen Besuchern der Kunsthalle, aber doch bei einigen und von denen kann eine gesellschaftsverändernde Wirkung ausgehen, ganz langsam. Zum zehnjährigen Bestehen des

Werks wurde in diesem Sommer in Hamburg und Essen eine Ausstellung des Künstlers gezeigt unter dem Titel „Man ist nie allein“. Erinnert Sie das an etwas?

Ich erinnere an ein Kunstwerk in der Städtischen Galerie in München: *Zeige deine Wunde* von Joseph Beuys. Bei seiner Anschaffung 1979 hat es im Stadtrat großen Eklat verursacht. Es besteht aus zwei gebrauchten Bahren aus einer pathologischen Station, einer unbrauchbaren Schaufel, zwei Zeitungsausschnitten. Ein wichtiger Teil des Werks ist sein Titel *Zeige deine Wunde*. In dem es uns an Krankheit und Tod erinnert, ruft es uns zu *hört auf den starken Mann zu spielen, oder die perfekte Geschäftsfrau, gebt zu, dass ihr schwach seid, damit keiner dem anderen mehr Angst machen muß. Seid ehrlich zu euch selbst*. Hinter dem Titel stehen die Bilder vom und die Andachtsübungen zum seine Wunden zeigenden Schmerzensmann. Dieser Bezug auf den leidenden und Leid überwindenden Heiland steht nur im Werktitel, wird nicht anschaulich. Der Widerspruch zwischen dem Christusbezug im Titel und den sichtbaren Bahren öffnet die Frage, wie können wir mit dem Tod umgehen, ohne die Tröstungen einer Religion. Sicher nicht, in dem wir den starken Mann spielen.

Solche Werke wie der Hamburger Tropfstein und die Münchner Bahren sind Andachtsbilder unserer Zeit, Gefäße unserer Not.

Die Auszeichnung von Mark Wallinger mit dem Turnerpreis, gibt mir Gelegenheit, an eine Videoarbeit von ihm zu erinnern, die er 2001 in Venedig gezeigt hat. *Threshold to the kingdom*, Schwelle zum Königreich, hieß sie. Man sah eine Milchglastür des Londoner Stadtflughafens, darüber die Schrift International Arrivals. Links von ihr saß ein Sicherheitsbeamter in Uniform. Die Türflügel glitten auseinander und eine Person überquerte die Schwelle. Männer, Frauen, Alte, Geschäftsleute, Großmütter. Sie schauten sich suchend um, viele fingen zu lächeln, ja zu strahlen an. Sie wurden abgeholt, umarmt, geküsst, andere gingen ungeküßt ab. Alle ziemlich schnell, denn sie mussten Platz schaffen, für den nächsten. Die Emotion der Eintretenden teilte sich den Zuschauern unmittelbar mit, verstärkt durch die Tonspur, das Miserere für neun Stimmen von Gregorio Allegri. Schwelle zum Königreich stand ganz offenbar für das Himmelstor, die basileia ton ouranon. Wie werden wir dort erwartet? Als Himmelsbild ist diese Videoarbeit der beste Beitrag zur Eschatologie, den ich mir überhaupt denken kann. Ganz von heute und von großer emotionaler Kraft!

Oder eine andere Videoarbeit von Bill Viola „The Greeting“, nachinszeniert nach einem Florentiner Altarbild des 16. Jahrhunderts: eine gelbgekleidete ältere Frau erwartet mit einer jüngeren in Graublau eine rot gekleidete junge Schwangere. Ihre Bewegungen sind mit Zeitlupe verlangsamt; man sieht wie der Wind einen Zipfel, dann das ganze Gewand umspielt, bewegt, auftreibt, man sieht das Aufleuchten eines Erkennens von Weitem in den Gesichtern, Freude, Zärtlichkeit. Jede Frau, jeder Mann, denen Ave Maria und Magnificat etwas bedeutet, muss diese Arbeit über die Begegnung von Maria und Elisabeth gesehen haben. Aber wo? In Ausstellungen zeitgenössischer Kunst in Düsseldorf, München, Berlin, Venedig oder auch in Freising.

Die Andachtsbilder der Gegenwart stehen in profanen Räumen, städtischen Galerien, Kunsthallen, nicht in Kirchen.

Ein einziger Pfarrer in Deutschland, Pfarrer Maßen von Pax Christi in Krefeld, hat seine Kirche für solche Werke geöffnet, und zwar nicht für eine vorübergehende Ausstellung im Kirchenraum, für ein Event, das tun viele, sondern für dauernd. Er lebt mit seiner Gemeinde in der Wahrheit der Kunst von heute. Darum wurde seine Vorstadtkirche zum Wallfahrtsort der Kunstsinnigen.

Aber seine Mitbrüder halten das, was Pfarrer Maßen tut, für sein privates Hobby. Nein!

Es wäre die Pflicht aller Seelsorger, die ethische Kraft der zeitgenössischen Kunst in ihre Verkündigung einzubeziehen.

Weil dies nur so wenige tun, darum meine ich, die Künstler müssten den Priestern und Bischöfen am Aschermittwoch Asche auflegen als Zeichen der Umkehr.

Die Kirchen müssen umkehren, sich bekehren zur aktuellen Wahrheit der Kunst.

Die Künstler kultivieren unsere Sinnlichkeit, beschenken unsere Augen und Ohren mit nie Gesehenem, Unerhörtem, beeindrucken unser Gemüt und erweitern unser Denken. Sie lehren uns denken und fühlen, wie Adalbert Stifter 1857 schrieb. Und damit haben sie als Spezialisten für die Kultur unserer Sinnlichkeit eine große Verantwortung für die Gestalt, für das Gefühl unserer Generation. Ästhetik und Ethik hängen viel tiefer und enger zusammen als den meisten bewusst ist.

Die Künstler, die mit ihrer ausgebildeten Sensibilität weiter sehen, tiefer fühlen, genauer hören und sprechen, als unsereiner, sollten die Kirchenleute zum Umdenken aufrufen. Wir haben das nötig, denn wenn wir alle so christlich, so katholisch wären, wie wir sein sollten, müsste die Welt anders aussehen, hätte der erste und der zweite Weltkrieg nicht stattfinden können und wäre der Hunger in der Welt längst überwunden, wäre das Reich Gottes näher.

Ich bitte unsere Kirche umzukehren, zu ihrer eigenen Tradition seit der Zeit Konstantins. Nur das allerneueste, die Spitze der Avantgarde der Technologie und der bildenden Kunst ist gut genug für die Kirche, so war es in der Hagia Sophia und in St. Denis, in den Epochen der Gotik, der Renaissance und im Barock. Erst nach der französischen Revolution begann die Kirche sich vor dem Zeitgeist und seiner Kunst zu fürchten

Die Kirche hat allen Grund zur Kunst umzukehren. Ich will hier nicht noch einmal erzählen wie der Aufbruch der modernen Kunst um 1910, ein Aufbruch, der aus religiösen Wurzeln gespeist war, zusammenfiel mit der defensiven Kräftekonzentration der katholischen Kirche, ihrer amtlichen Absage an die Moderne, festgelegt im Antimodernisteneid, den jeder Theologe zwischen 1912 und 1963 ablegen musste, bevor er zum Priester geweiht wurde. Auch vierzig Jahre nach der Aufhebung dieser Eidespflicht im 2. Vatikanischen Konzil haben wir nur in der Architektur und nicht in den Bildkünsten und der Musik unsere kulturelle Verspätung aufgeholt. Gravierender ist noch, dass zu wenige Theologen sich zu der späten Einsicht Karl Rahners durchringen können, dass Kunst und Theologie Schwestern sind, nicht die eine die Mutter und die andere die Magd.

Zeitgenössische Kunst wird von unseren Bistumsleitungen nicht mit Engagement, nicht mit Interesse verfolgt, sondern müde geduldet. Ihr Herz, ihre ästhetischen Vorlieben sind anderswo, weit weg vom Trubel lebendigen Kunstbetriebs, eher in Katakomben, Kathedralen, Kreuzgängen oder gerade noch bei Caspar David Friedrich.

Die Kirche muss aber vor allem deshalb zur Kunst umkehren, weil sie von Jesus aufgefordert ist, Licht der Welt zu sein. Die Kathedrale von Chartres war im 12. Jahrhundert Licht der Welt, sowie Sta. Maria Maggiore im 5. Jahrhundert und der Kölner Domchor im 13. Jahrhundert, die Wallfahrtskirchen von Vierzehnheiligen und der Wies im 18. Und dies waren nicht die einzigen Lichter ihrer Zeit. Gleichzeitig mit dem Kölner Domchor wurde die Elisabethkirche in Marburg gebaut und gleichzeitig mit Stephan Lochner in Köln arbeitete in Florenz Filippo Brunelleschi. Sie können einem Kunsthistoriker glauben, dass er noch viele

solche Beispiele wüsste und ganz traurig wird, wenn er sich in den Kirchen der Gegenwart umsieht, wenn er die Kaseln, Kreuze und Kelche sehen muss, mit denen wir das Höchste, den Höchsten feiern. Die Kirche muss sich ununterbrochen mit der Hochkultur ihrer Zeit, unserer Zeit, auseinandersetzen, dem Theater, der Musik, der Dichtung, der bildenden Kunst, um ihres Auftrags willen.

Wie kann so eine Umkehr aussehen: Erlauben sie einem Praktiker der Kunstvermittlung ein paar Vorschläge:

z.B. sollte hier im Maternushaus jedes Jahr eine Klasse der Fachhochschule für Design, der Kunsthochschule für die Medien im Wechsel mit der Akademie der bildenden Künste Düsseldorf die Chance einer Ausstellung erhalten. Die Ausstellung kann thematisch eingegrenzt werden: aber kein Thema, das nur theologisch interessant ist, sondern das mit der Klasse vereinbart, auch den Interessen der Studierenden entgegenkommt. Die Ausstellung sollte durch Veranstaltungen erschlossen werden. Ich will als Beispiel nur von unserer letzten Ausstellung im Dommuseum Freising erzählen. Sie war vereinbart mit dem Künstler Professor Stephan Huber, der zuerst seine Studenten zu Arbeiten zum Thema Menschenbild anhalten wollte. Aber das war ihm und mir zu allgemein. Heilige war zu speziell, für viele seiner Studenten überhaupt nicht aktuell. Themen mit Körper, Haut oder Geschlecht fanden wir weit verbreitet im Ausstellungswesen und ohne Bezug zum Domberg. Wie wir schließlich auf *Eremiten* kamen, können wir beide nicht mehr rekonstruieren. Ich erinnerte an Elias, Buddha, Johannes den Täufer, Jesus, Antonius, Franziskus und andere, die sich auf Zeit oder lebenslang in den Eremos zurückgezogen haben und damit oder danach Welt verändernd gewirkt haben. Die Studentinnen und Studenten trieb die Einsamkeit des Künstlers um, sie waren fasziniert über ihre eigene Situation arbeiten zu können, über ihre Versuche neue, von niemandem gegangene Wege zu finden und sich mit der gewollten und der erzwungenen Einsamkeit in unserer Gesellschaft auseinanderzusetzen.

Ich will die Ausstellung hier nicht beschreiben. Nur von zwei Veranstaltungen berichten. Wir haben den Bergsteiger Rudolf Messner eingeladen und mit ihm, Professor Huber und dem Direktor der Münchner Städtischen Galerie, Professor Friedel über Einsamkeit heute diskutiert, vor und mit 400 Teilnehmern. Und wir haben am Ende vor und mit 150 Teilnehmern über Erfahrungen mit diesem Ausstellungsunternehmen diskutiert, religiöse, ästhetische, soziale Erfahrungen. Für ungefähr die Hälfte der Studenten war dies die erste Begegnung mit der Institution Kirche.

Aber die Kirche sollte nicht nur einladen, sondern auch selber Einladungen folgen: Die öffentlichen Jahresausstellungen der Kunstakademien, die Abschlusskonzerte der Musikhochschulen sollten feste Termine in den kirchlichen Bildungsprogrammen werden, damit die angehenden Künstler ein Publikum gewinnen, damit sie erfahren, dass Kirche sich für sie als Person und für ihre Arbeit interessiert und die Seelsorger und die Gemeinden erfahren, was die junge Generation bewegt und leistet. Kirchliche Einrichtungen sollten Kunstfahrten anbieten zur Dokumenta nach Kassel, zur Biennale in Venedig, zu den Donaueschinger Tagen für Neue Musik, sollten die Arbeit der Kölner Theater mit Seminaren begleiten.

Ein anderer auch hier in Köln mit Erfolg schon begangener Weg ist die Einladung von Künstlern in Kirchen, zu einer Installation. Sie eröffnet dem Künstler Räume von großer Weite und Wirkung und der Gemeinde Begegnung mit der Ästhetik der Jetztzeit.

Künstler und Kirchenleute sollten sich zusammen tun und gemeinsam rufen metanoete, ändert euere Gedanken, euern Sinn, eure Gewohnheiten. Eßt weniger Fleisch, macht weniger

Flugreisen, hört auf einander anzutun, was ihr nicht wollt, dass man euch tut. Liebt einander so wie ihr euch selbst liebt! Und dieser Ruf sollte nicht nur in der zweiten Person Plural ausgesprochen werden, nicht nur an die anderen adressiert sein. Wir müssen umdenken, unsere Gewohnheiten ändern. Unsere Gesellschaft, ja unser Planet braucht neue Gedanken, eine neue Mitmenschlichkeit, einen neuen Umgang mit der Schöpfung. Wer könnte die neuen Gedanken haben, den neuen Sinn, wenn nicht die Künstler und die Kirche, die von ihrer Gründung her aufgefordert ist, zum

Umdenken einzuladen, seit Gott den Kain fragte, wo ist dein Bruder Abel?

Die Theologen, die in der Mehrheit, wie es ihrer Ausbildung entspricht, ihre Augen nur zum Lesen benützen, müssen Schauen lernen, müssen mit Gemälden und Skulpturen, mit Videoarbeiten, mit Farben und Formen umzugehen lernen, müssen die Bilder der Bibel als poetische Bilder ernst nehmen und nicht gleich auf Begriffe bringen. Für die Laien gilt dies genauso. Vor allem wenn in Verbandspfarrreien der priesterliche Seelsorger keine Zeit hat, sich um jede der Kirchen, in denen er zelebrieren muss, zu kümmern oder wenn er als Ausländer keinen Zugang zur Ästhetik des einzelnen Kirchenbaus findet. Dabei fällt es den Laien in den Kirchenverwaltungen ebenso schwer wie den Priestern, auf ihnen von Amtswegen zustehende Entscheidungskompetenzen zu verzichten. Aber das müssen sie tun, wenn sie keine Zeit haben, Ausstellungen zeitgenössischer Kunst und zeitgenössischen Designs in Venedig, Kassel, Basel, Düsseldorf und Münster zu besuchen, Kunstzeitschriften zu lesen, Akademien zu besuchen, Gespräche mit Künstlern zu führen. Nur so erwirbt man ästhetische Kompetenz, gewinnt man Urteilskraft in dem ebenso beweglichen wie unübersichtlichen Feld der Kunst von heute.

Warum sollten Christen sich dieser Mühe unterziehen. Damit komme ich zum **dritten, dem Anspruch an die Ästhetik unseres Glaubens und Feierns**. Es war das Wort Jesu aus dem Matthäusevangelium *Ihr seid das Licht der Welt* und das anschließende harte Wort vom Salz, das nichts mehr würzt und das man zertreten muss, das mich darauf gebracht hat, dass unser Glauben sich lichtvoll darstellen muss, und keine schal und geschmacklos gewordenen Formen gebrauchen darf.

Ich möchte an dieser Stelle einfügen, das Kölner Domforum leistet m.E. Vorbildliches, in dem es in vielen Sprachen immer wieder den Dom als Laterne für das Licht der Welt erklärt, vermittelt. Aber der Dom ist zum geringsten Teil von heute. Er gibt nur einen Maßstab der ästhetischen Qualität, hinter dem wir auch heute nicht zurückbleiben dürfen, aus vielen Gründen, von denen ich drei aus dem Gebet der Kirche erinnern möchte:

Jeden Samstag wiederholen wir in der Komplet das *Schema Israel. Höre Israel...du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und mit aller Kraft*.

Martin Buber übersetzt: *Liebe denn IHN deinen Gott mit all deinem Herzen, mit all deiner Seele, mit all deiner Macht*.

Wenn wir den Ort dieses Textes in der Bibel aufsuchen, so erscheint es viermal: einmal im Buch Deuteronomium und als Zitat eines Schriftgelehrten im Gespräch mit Jesus aus Deuteronomium wiederholt bei Matthäus, Markus und Lukas; bei Lukas am ausführlichsten, er braucht vier Begriffe *kardia, psyche, ischys, dianoia* Herz, Seele, Kraft, Geisteskraft, im lateinischen mit *mens* übersetzt, jeweils totaliter mit *ganzem Herzen, mit allen Kräften*. Die vorzüglichste Sinneskraft des Augenwesens Mensch ist seine Sehkraft, seine visuelle Kraft. Das bezeugt die Bibel, wenn sie die Augen (866x) weit öfter erwähnt als die Ohren (187), das Sehen 1300x und das Hören 1160. Im Alten Testament sind Sehen und Erkennen weithin

identisch. Die heutige Sinnesphysiologie versucht diese Erkenntnis nach zumessen und stellt fest, dass wir mit den Augen ein Vielfaches von den Informationseinheiten wahrnehmen, die uns die Ohren, die Nase und die Haut liefern. Unsere Bibel beginnt damit, dass Gott sah, dass es gut war und endet mit dem Gesicht einer Stadt, die vom Himmel herabkommt.

Was kann das heißen, auch mit der Kraft unserer Augen, unserer visuellen Kraft Gott lieben?

Die Antwort liegt in dem Wort *schön*. Nur das, was gut tut zu schauen, genügt dem Anspruch dieses Gebots.

Wir dürfen darauf hoffen, unseren Gott *von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen*, wie Paulus schreibt und wie wir dies z.B. im Salve Regina beinahe täglich erbitten: *et Jesum nobis post hoc exilium ostende...* Ein mittelalterlicher Ausdruck dieser Hoffnung sind die Madonnen, angefangen von der Goldenen Madonna in Essen über die Mailänder Madonna des Kölner Doms bis zu den Rokokomadonnen von Ignaz Günther. Sie stellen uns die *Mutter der Barmherzigkeit* vor Augen, die *uns die gebenedeite Frucht ihres Leibes* zeigt. Skulptur im Dienst anschaulicher Gottesliebe. Ein ganz einfaches Beispiel. Oder die Monstranz, mit der Papst Benedikt XVI. beim Weltjugendtreffen auf dem Marienfeld den eucharistischen Segen spendete. Ein ganz einfaches Gerät aus dem Geist der Moderne, aber auch eine aufgeräumte Kirche, in der nirgendwo verwelkte Blumensträuße vor sich hin stinken und unbesetzte Hocker vom letzten Gottesdienst herumstehen.

Architektur, Malerei, Skulptur, Gewand und Gerät unserer Feier sind visueller Ausdruck unserer Liebe zu Gott, mit aller Kraft.

Jeden Tag wiederholen wir mehrmals *geheiligt werde dein Name*. Was bedeutet das? Es ist nicht mein Beruf, den Begriff der Heiligung theologisch zu explizieren. Aber wenn ich als Kunsthistoriker in der Bibel nachlese, finde ich jedenfalls keinen Hinweis, dass Heilig schlampig, oder bequem oder gar kitschig, nämlich verlogen, heißen könnte, im Gegenteil die vielfältigen Gebote für Kultgebäude, Kultgewänder und Riten in den Büchern Exodus und Deuteronomium schärfen Aufmerksamkeit, Aufwand und Genauigkeit bei der Heiligung Gottes nachdrücklich ein. Im Buch Levitikus ist das so genannte Heiligkeitsgesetz mit schweren Strafen, meistens Todesstrafen, bewehrt. Jesus von Nazareth hat den Opferkult des Tempels abgeschafft, in dem er alle, die mit Opfertieren handelten, aus dem Vorhof jagte und er hat den Tisch in die Mitte der Welt gestellt, aber nicht mit der Aufforderung, macht es euch bequem, lest schnell einen kurzen Text herunter, sondern *Tut dies zu meinem Gedächtnis*. Ein Gedächtnis auf Tod und Leben. Der Apostel Paulus fügt hinzu *wer aber unwürdig isst und trinkt, der isst und trinkt sich das Gericht*. Heiligung ist eine ernste Sache.

Mehrmals am Tag wiederholen wir *Ehre sei dem Vater*. Dieses deutsche Wort Ehre hat im Lauf unserer Geschichte ebenso wie sein Gegenbegriff Schande das meiste an Bedeutung verloren. Ob das mit der Abschaffung der Schandstrafen, wie Pranger und Block zusammenhängt? Lateinisch heißt es gloria und das klingt, zumal vertont von Bach, Mozart oder Beethoven, schon nach viel mehr, als dieses meckernde, blaß gewordene EHRE. Aber im griechischen Urtext steht Doxa und das kommt von dokeo ich scheine. Das heißt im Griechischen klingt das Ästhetische, der Glanz, die Herrlichkeit mit und ebenso im Hebräischen kapod, diese Kapod Gottes wird von den Propheten z.B. von Ezechiel mit prächtigen Bildern von Seraphinen, Leuchten, Tieren und Regenbogen ausgemalt. Zur Ehre Gottes gehört, wie es jetzt im Stundenbuch übersetzt ist, die Herrlichkeit, aber auch das ist kein besonders glückliches Wort, weil es zu sehr nach Herrschaft klingt, weil auch ihm der Glanz des Sichtbaren fehlt, der zu kapod und doxa gehört. Ob das Wort Pracht, den Sinn von

Doxa besser trifft? Es würde zumindest die ästhetische Qualität andeuten, im Gegensatz zu Ehre.

Aber in dieser doch stark vom Kulturprotestantismus des Bismarckreiches geprägten Bundesrepublik sind Pracht und das dazugehörige Verb Prangen Unworte.

Am deutlichsten wird die sichtbare Dimension von Ehre Gottes angesprochen im Abendgebet der Kirche, im Nunc dimittis. Wir wiederholen hier jeden Abend die Worte des Lukasevangeliums: *Jetzt lässt du Herr, deinen Knecht, wie du gesagt hast, in Frieden scheiden. Denn meine Augen haben das Heil gesehen, da du vor allen Völkern bereitet hast, ein Licht, das die Heiden erleuchtet und* (dann im Urtext) *doxa laou Israel*. Wenn die Augen, das Licht und das Sehen aufgerufen werden, geht es hier bei doxa nicht um einen abstrakten Ehrbegriff, sondern um sichtbare Herrlichkeit, die Pracht Gottes.

Die Ehre Gottes, die Heiligung seines Namens, die Liebe zu Gott stellen höchste Ansprüche an die sichtbare Form unseres Glaubens, unseres Feierns. Dafür genügen die überlieferten Formen bei allem Reichtum nicht. Wir brauchen auch Formen aus dem Geist unserer Zeit, in denen sich die Menschen unserer Zeit wieder finden. Unsere Zeitgenossen, die Künstler, entwickeln sie.

Müde Akzeptanz des zeitgenössischen genügt nicht. Unsere Kirche braucht auf allen Ebenen Menschen, die mit der dauernden Veränderung des Schönen mithalten, die sich für zeitgenössische Kunst begeistern, die sich informieren, die Vertrauen haben in, oder zumindest neugierig sind, auf die Prophetien der Künstler.

(Weil es daran, nicht überall, aber doch auf allen Ebenen, von der Pfarrei bis zum Heiligen Stuhl, fehlt, muss ästhetische Bildung, muss die Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Kunst in der kirchlichen Bildungsarbeit, im Religionsunterricht, in der Erwachsenenbildung bis zu den Theologischen Fakultäten Priorität bekommen. Priorität bedeutet nicht absolute Vorfahrt, nicht Blaulicht und Sirene. Dogmatik, Kirchenrecht, Exegese, Homiletik, Moraltheologie müssen nicht an der Kreuzung warten, bis die ästhetische Bildung vorbei ist, aber sie sollten sie einfädeln lassen, ihr ein bisschen mehr Platz lassen, damit Kirche als Licht der Welt sichtbar wird.)

Prof. Dr. Peter Steiner

Josef Rüenauer

Buchvorstellung: Rudolf Schwarz – Kirchenbau Welt vor der Schwelle

Sehr geehrte Damen und Herren,

Zeugt es nicht von einem außergewöhnlich üppig ausgeprägten Nostalgiebedürfnis einer kleinen Minderheit von ewig Gestrigen, wenn sie vor fast einem halben Jahrhundert niedergeschriebene Gedanken zum Kirchenbau erneut zu Papier bringen und dann noch meinen, diese einem erstaunlicherweise dennoch zahlreich anwesenden Publikum zum Kauf und tunlichst auch zur Lektüre anempfehlen zu müssen?

Wem nützt es, beifällig applaudierend aus der Perspektive eines nicht mehr ganz neuen Jahrtausends das gebaute Werk eines großen Baumeisters nochmals zu dokumentieren und zu betrachten und sein gedachtes Werk erneut zu publizieren?

Ist das nicht alles „Schnee von gestern“?

Haben wir nicht ganz andere Sorgen, als nostalgisch Rückschau in jenes „Goldene Zeitalter“ zu halten, als Kirchen nicht nur gebraucht sondern auch neu gebaut wurden, an eine Epoche zu erinnern, in der Kirchenbau noch zu den herausragenden Aufgaben einer christlichen Gesellschaft und zugleich zu den fast alltäglichen Aufträgen der Architekten gehörte?

Ja, wir haben ganz andere Sorgen. Und genau deshalb war und ist uns die Neuauflage gerade jetzt wichtig. Dieses Werk ist in ganz neuer, ja drängender Weise notwendig und in bedrückender Weise aktuell. Denn vor dem Hintergrund gewaltiger Umbrüche und vor einem Berg ungelöster Fragen um die Zukunft der Kirche kann und soll es zur Besinnung führen und Anregung, Weisung und Hinführung geben. Dieses Buch soll uns Mahnung sein. Es kann und soll unseren Blick schärfen und unser Verantwortungsbewusstsein stärken für ein großes, aber mehr und mehr bedrohtes Erbe, das es neu zu entdecken und zu erkennen, zu übernehmen und zu bewahren, zu entfalten und weiterzuführen gilt.

Rudolf Schwarz ist ja nicht nur der große Baumeister, der ganz entscheidenden Anteil daran hat, den Kirchenbau von den Fesseln eines kraftlosen und verbrauchten Historismus zu befreien und über die Schwelle eines architektonischen Neubeginns zu führen. Er ist zugleich der prophetische Baumeister, der mit Steinen und Worten bezeugt, dass dem Bau und dem Raum der Kirche die Fähigkeit zur Erfahrung der Schwelle zum nicht Erklärbaren innewohnen muss, weil die Kirchen auf Dauer der unbegreiflichen Wirklichkeit, der ewigen Verfügbarkeit Gottes gewidmet sind. Diese Zuversicht, die sein Freund und theologischer Inspirator Romano Guardini als „das allemal gültige Geheimnis des Glaubens selbst, des heiligen Wohnens im irdischen Gebilde“ bezeichnet, verleiht den Kirchbauten von Rudolf Schwarz - und nicht nur ihnen - jene stille Würde und jene bescheidene Glaubwürdigkeit, die er als demütige Übereignung einer irdischen Schöpfung an den „Alles – Schöpfer“ versteht.

Beim letztjährigen Aschermittwoch der Künstler erinnerte der Philosoph Robert Spaemann in seinem bemerkenswerten Vortrag in diesem Hause über das Verhältnis von Kunst und Natur an ein Phänomen, das in unserer auf Zweck und Ergebnis programmierten Zeit vergessen zu werden droht: „Der wahre Künstler schafft Dinge, die Transzendentes in sich bergen und ins Jenseits führen. Sie sind zwar gemacht, aber nicht um nützlich zu sein. Anders als nützlich,“

funktionales, technisches Gerät, an das wir mit Recht Ansprüche stellen, verlangt das Werk des Künstlers, dass wir uns seinem Anspruch stellen.“

Rudolf Schwarz weiß um diese Fähigkeit von Bau und Raum. Er ist zutiefst davon überzeugt, dass Heils- und Heiligkeitserfahrung etwas mit dem Bauen und dem Gebrauch von Räumen zu tun haben. Er hat ein sicheres Gespür dafür, dass der gebaute Kirchenraum in seiner liturgischen Verfügbarkeit, in seiner dienenden Bereitschaft für Gebet und Andacht, in seiner einladenden Offenheit für den Stille und Trost suchenden Menschen auch die Grenze und die Schwelle zum Unverfügbaren erfahrbar werden lässt. Er weiß auch, dass bemessene und maßvolle Endlichkeit des Raumes eine staunende Ahnung vom Unendlichen zu vermitteln vermag.

Rudolf Schwarz hat uns mit seinem 1938 erstmals erschienenen Buch „Vom Bau der Kirche“ den Schlüssel für sein gesamtes Wirken übergeben. Sein hier in Neuauflage vorgestelltes letztes Buch „Kirchenbau – Welt vor der Schwelle“, vollendet er wenige Monate vor der letzten Schwelle seines irdischen Wirkens am 03. April 1961. Damit übergibt er uns sein ganz persönliches architektonisches Schlusswort zu seinem Werk. Es ist zugleich das geistige Testament eines Baumeisters, dessen berufliches Ethos sich in der gestalterischen Verantwortung, der handwerklichen Askese, in der Harmonie von Maß und Maßstab, in der Anerkennung einer dauerhaften göttlichen Ordnung und der geistigen Hierarchie der Werte als Teilhabe an Gottes Schöpfung verpflichtet weiß.

Er fokussiert unseren Blick auf die Meilensteine, an denen er sein Schaffen orientierte und die er uns zur Orientierung gesetzt hat. Wir werden konfrontiert mit dem Anspruch, den er seinem Bauen und Denken abverlangte und gegenüber dem sich nach seiner Vorstellung die Architektur überhaupt zu behaupten und zu bewähren hat.

Man könnte den Eindruck gewinnen, das 1938 erschienene erste Werk „Vom Bau der Kirche“ und das 1960 erschienene und jetzt neu aufgelegte letzte Werk „Kirchenbau – Welt vor der Schwelle“ lägen in Sichtweite beieinander: Hier die poetisch anmutende, theologisch und architekturtheoretisch untermauerte prophetische Gedankenwelt und die von einem intensiven Menschenbild inspirierte Geisteshaltung als Wegweisung zu einer Baukunst, die dem Menschen und seinem Zugang zu Gott dient. Dort in Wort und Bild das anspruchsvolle Dokument einer persönlichen Baugeschichte als Quintessenz eines erfüllten, dem Hervorbringen von Gestalt verpflichteten Berufslebens, und zugleich das ebenso verpflichtende Testament eines Baumeisters, der den Kirchenbau „die Urfrage meines Lebens“ nennt.

Wie zur in Stein gesetzten Bestätigung seiner Schriften liegen tatsächlich auch der Anfang und das Ende seines Kirchenbauens in Aachen nur wenige hundert Meter in Sichtweite voneinander entfernt: Hier der 1930 errichtete, strenge, kompromisslose, von reiner weißer, durch das Licht entmaterialisierter Wand umschlossene Langraum von St. Fronleichnam. Die Gemeinde ist ebenso streng ausgerichtet auf den Altar vor weißer Wand, der auf hohem Stufenberg die Schwelle zum göttlichen Geheimnis markiert. Dort der seit 1959 geplante und erst 1964 von Maria Schwarz vollendete heitere Stufenraum von St. Bonifatius. In der Vorstellung von Rudolf Schwarz ist dieser Raum „der Berg, der nach innen strahlt, die gebaute Grenze des Lebens.“ In dem von Balkenrahmen und Licht durchwirkten, empor schwingenden Stufenberg, dessen lichter Gipfel den Ort des Altares auszeichnet, umsteht die Gemeinde den Altar im offenen Ring, der sich öffnet in eine durchlichtete Leere hinein.

Schwarz arbeitet im Bau wie im Wort nach Einsichten und Bekenntnissen, die er in verbindliche Bilder zu fassen sucht. So wird der bilderlose, stille, Richtung weisende Raum

von St. Fronleichnam ebenso selbst zum Bild wie der fast schwerelos aus Licht gebaute, bergende und befreiende, dreifach aufgestufte Raum von St. Bonifatius. Beide Räume, so unterschiedlich sie in ihrer Darbietung sein mögen, sind das Bild einer schöpferischen, ehrfurchtsvollen Hingabe in größter Demut und in höchster Verantwortung.

In einem Vortrag anlässlich des Katholikentages 1957 in Köln fordert Rudolf Schwarz in der ihm eigenen bilderreichen Sprache: „es muss das Wesen und die Aufgabe der Baukunst sein, bewohnbare Bilder zu schaffen. Kirchenbau ist Ansässigmachen von Volk in einer zum Gebet geordneten Landschaft“. An anderer Stelle sagt er: „Baumeister-Aufgabe ist, die Erde und die Welt zu einer Gestalt zu verfassen, dass darin Gottesdienst sich ereignen kann.“ Und mit den drei Baukränen, die er zum Katholikentag um den Altar auf den Stadionwiesen stellt, deren zu einem Baldachin gegeneinander geneigten Schwenkarme eine riesige Dornenkrone tragen, schafft er dieses Zeichen, unter dem Millionen zu einer Gemeinde wurden.

In seinem letzten Manuskript, dem Glückwunsch an seinen Freund und Kollegen Mies van der Rohe zu dessen 75. Geburtstag, bekennt Rudolf Schwarz: „Bauen ist mehr als ästhetisches Vergnügen“. Er fährt dann fort: „Der Baumeister gestaltet eine vorliegende Aufgabe, indem er aus der bescheidenen Forderung ihrer niederen Notwendigkeit ihr Geistiges hervorbringt und so die Gestalt und die Bewegung des Geschöpflichen ins Räumliche freigibt.... Indem der Architekt das Nützliche und Zweckhafte überwindet... und sich in den Gehorsam des großen, unendlich lebendigen, unendlich gütigen Maßes freiwillig bindet, gelangt er zur wirklichen Freiheit, zum Gipfel der Freiheit.“

In diesem Zusammenhang spricht Schwarz vom „Urereignis der Baukunst, das dem Leben unbehinderten Raum gibt für sein argloses Spiel.“ Spiel im Sinne von Aristoteles und Plato: als Ursprung aller Kultur. Spiel im Sinne eines Romano Guardini: als Liturgie. Spiel auch im Sinne von Hugo Rahner: als Antizipation des Himmlischen. Spiel schließlich als Annäherung des Menschen an das Spiel Gottes, die Schöpfung.

Für Schwarz ist die Liturgie „als gottesdienstliches Werk jenseits aller Zwecke ein Spiel vor Gott, und es zergeht, wenn man es unter den Zweck erniedrigt“. Und er bekennt, dass er niemals geglaubt hat: „es sei die eigentliche Aufgabe des Baumeisters, Häuser zu errichten, die der Liturgie zweckmäßig sind“. Für ihn ist „Kirchenbau Teilnahme, nicht Bedienung. Die Baukunst hat teil an der Liturgie, indem sie in ihrer Weise mitspielt. Und auch sie zergeht unter dem Zugriff der Zwecke“.

Der Baumeister Schwarz, dem baumeisterliches Formen ebenso eigen ist wie baumeisterliches Formulieren, konfrontiert uns in seinem hier neu aufgelegten letzten Buch nicht nur mit dem Anspruch seines Bauens und Denkens. Wir werden zugleich konfrontiert – was sich ganz offensichtlich zum Zeitpunkt der Neuauflage als die aktuellere Dringlichkeit erweist – mit den Ansprüchen, die diese Bauten uns heute auferlegen.

Obwohl die Bau- und Gedankenwelt von Rudolf Schwarz in den letzten Jahrzehnten nicht nur in Fachkreisen eine neue Akzeptanz gefunden hat, weil sie sich offenbar gegenüber dem flüchtigen Zeitgeist als beständig erweist, ist ihr Bestand heute bedroht. Stehen doch die Kirche nach ihrem mutigen und hoffnungsvollen Aufbruch in die Welt, der durch das II. Vatikanische Konzil initiiert wurde, und die Welt nach den geistigen und gesellschaftlichen Umbrüchen des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts, die sie bis in ihren Kern verändert haben, in ganz neuer und bedrohlicher Weise vor einer Schwelle. Dahinter verbergen sich nicht nur kulturelle Gleichgültigkeit und die Infragestellung bisher unbestrittener Werte und Bindungen. Dahinter treten ganz offen auch ausschließlich von Zweck und Funktion bestimmte und auf Nutzen und Rendite reduzierte Denk- und Verhaltensweisen zutage.

So wie die Erstausgabe dieser Dokumentation vor fast fünfzig Jahren Wegweisung sein wollte in einer der baufreudigsten Epochen der zweitausendjährigen Geschichte der Kirche, so mag die Neuauflage in einer Zeit, in der über Nutzung und Umnutzung, über Erhalten oder Aufgeben unserer Kirchen diskutiert und entschieden wird, zunächst notwendige Besinnung fördern, sodann hilfreiche Orientierung bieten. Dieses Buch mag uns in einer von spontanen und zugleich kurzlebigen Einfällen bestimmten Welt, in der wir es mehr und mehr mit spektakulären Events und flüchtigen Anreizen, mit Gleichgültigkeit und Beliebigkeit zu tun haben, das aus unserem Blickwinkel entschwundene Ideal einer dauerhaften Ordnung der Werte erneut erschließen. Die hier proklamierte Ordnung der Werte gründet allerdings unerbittlich auf einer Hierarchie der Werte, die sich jeder gedankenlos vereinnahmenden Nivellierung und jeder profanen oder sakralen Banalisierung entzieht.

In dieser Situation mag es zuversichtlich stimmen, dass in den Kirchengemeinden und auch in der Gesellschaft erste zarte Hinweise wahrzunehmen sind, dass insbesondere junge Menschen auf der Suche nach Sinn und Geborgenheit den Zugang zur Kirche neu entdecken. Eine vor wenigen Wochen veröffentlichte Studie der Bertelsmann – Stiftung hat immerhin ergeben, dass 80% aller Deutschen sich „irgendwie als religiös empfindsam“ bezeichnen. Sie sind auf der Suche nach ihrer eigenen Identität. Sie suchen Orientierung.

Der Verlust unserer Kirchen ist Verlust von Orientierung und Identität. Als dauerhaftes Zeichen der Hinwendung Gottes zu den Menschen, als Schnittstelle von Menschengeschichte und göttlichem Handeln besitzen unsere Kirchen eine unersetzbare Bedeutung für die Christen.

Aber sie haben zugleich für Christen und Nichtchristen einen hohen Symbolwert als unübersehbare Landmarken eines großen abendländischen Kulturerbes. Zu diesem Kulturerbe gehören zweifellos auch die Kirchen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, auch wenn sie zuweilen in der Wahrnehmung der Menschen noch nicht so verankert sind wie ihre historischen Vorgängerinnen. Sie haben selbst dann, wenn sie vordergründig zwecklos geworden zu sein scheinen, ihren Sinn nicht verloren, denn sie sind Zeichen der Anwesenheit Gottes.

Vielleicht verhilft die Neuauflage dieses Buches zum vertieften Verständnis der modernen Kirchenarchitektur - nicht nur von Rudolf Schwarz - und trägt womöglich dazu bei, über den Umgang mit diesen Kirchen in der gebotenen Verantwortung nachzudenken und für den Erhalt und die Pflege dieser gefährdeten Kirchen einzutreten. Es hätte sicher völlig außerhalb der Vorstellung von Rudolf Schwarz gelegen, dass sein Begriff „Welt vor der Schwelle“ heute in ganz anderer Weise eine so bedrückende Aktualität erreicht. So mag man es glücklicher Fügung zuschreiben, dass die Neuauflage trotzdem oder gerade deshalb noch zur rechten Zeit erscheint.

Ich darf ganz herzlich Dank sagen an Maria Schwarz. Sie war am Wirken von Rudolf Schwarz über Jahre beteiligt. Sie hat dieses Werk über ein halbes Jahrhundert weitergeführt und gepflegt. Sie kämpft unermüdlich für den Erhalt dieses großen Erbes. Und sie ist schließlich die Initiatorin für die Neuauflage dieser Schrift.

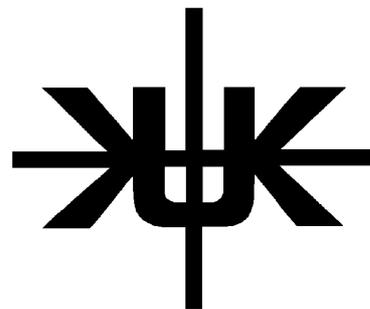
Danken möchte ich auch dem Mitherausgeber Albert Gerhards, der sich als Priester und Lehrer in vielfältigster Weise für ein vertieftes Verständnis für Liturgie, Kirchenbau und Kunst einsetzt.

Danken möchte ich dem Verleger Albrecht Weiland und seiner Mannschaft für die sorgfältige Ausführung und qualitätvolle Gestaltung des Buches.

Ich darf schließen mit einem Satz, mit dem Romano Guardini sein Geleitwort zum Erstlingswerk von Rudolf Schwarz „Vom Bau der Kirche“ beendet: „Auf jeden Fall ist das Buch wert, nicht nur gelesen, sondern auch meditiert und auf die verschiedenen Wege des Daseins mitgenommen zu werden. Es wird eine große Kraft des Deutens und Ordners beweisen.“

Josef Rünenauer
Erzdiözesanbaumeister a. D.

Köln, 11. Februar 2008



Jour Fixe Termine 2008

Montag, 05. Mai 2008

Maternushaus, Dreikönigssaal
Dr. Ralf van Bühren
Autonomie und Verantwortung
Eine Bilanz von Kunst und Kirche im 20. Jahrhundert
aus lehramtlicher Sicht
PowerPoint-Präsentation

!!Mittwoch, 11. Juni 2008

Maternushaus
Ausstellung: Schüler von Manuel Schroeder
Titel: „Objekt Eigelstein“ - Fotografie
Zur Ausstellung erscheint das Buch „Eigelstein“
Ausstellungsdauer bis 26. Juli 2008

!!Montag, 22. September 2008

Maternushaus
Ausstellung: Ludger Hinse
Titel: "Das Kreuz mit dem Kreuz"
Ausstellungsdauer bis 13. Oktober 2008

Montag, 3. November 2008

Ort wird noch bekannt gegeben
Rolf Steiner
Künstlergespräch

Montag, 8. Dezember 2008

Maternushaus
Ausstellung: Edith Oellers
Zur Ausstellung erscheint ein Katalog
Ausstellungsdauer bis 01. März 2009

In eigener Sache

Wir hoffen "Schwarz auf Weiß" 2008 hat Ihnen gefallen. Wenn Sie unsere Arbeit, die Herausgabe unserer Zeitschrift und unsere Ausstellungskataloge unterstützen wollen, sind wir überaus dankbar. Laut Freistellungsbescheid des Finanzamtes sind wir berechtigt, steuerwirksame Spendenquittungen auszustellen.

Spenden sind erbeten auf das Konto:

Erzbistum Köln

West LB Düsseldorf, Konto-Nr. 96065, BLZ: 300 500 00

Verwendungszweck: 21238 – 487 002 71 "Förderverein Künstlerseelsorge"

Für den Verein zur Förderung christlicher Kunst und Unterstützung der Künstlerseelsorge e.V.

Prälat Josef Sauerborn
Künstlerseelsorger